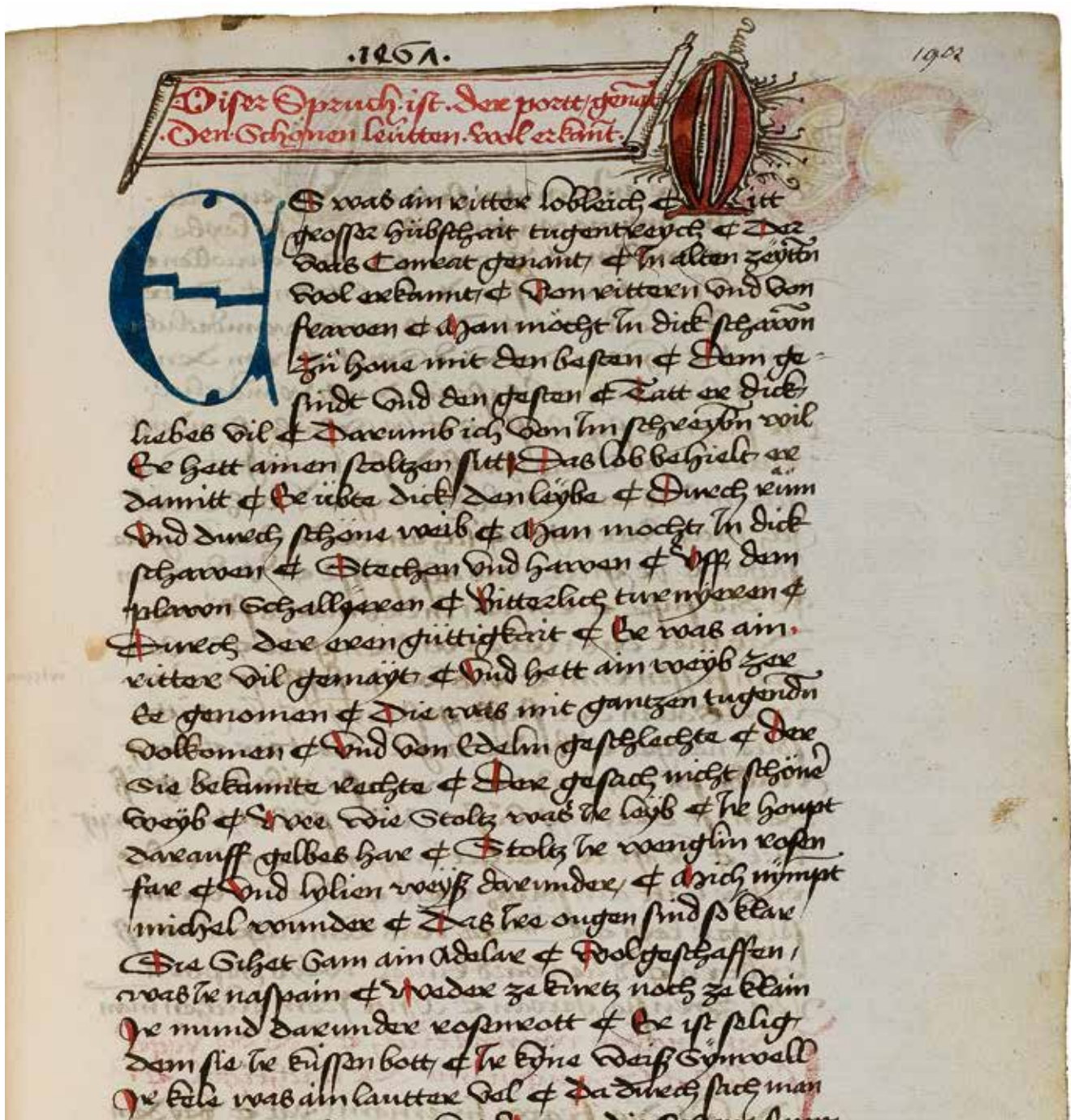


# Dietrichs von der Glezze pikante Erzählung *Der Borte*

Deutsche Literatur in Schlesien im 13. Jahrhundert

Von Cora Dietl



Eine deutschsprachige Literatur aus Polen ist keineswegs nur ein Phänomen der Moderne, ebenso wenig wie die Thematisierung Polens in der deutschsprachigen Literatur oder die Auseinandersetzung mit der deutschsprachigen Literatur und Kultur in Polen. Einen Brennpunkt der deutsch-polnischen Kulturbeziehungen bildet Schlesien. Dass es dort großzügige Förderer einer deutschsprachigen Kultur gab ist bereits ab dem 13. Jahrhundert bezeugt.

Aus einem Leich, einem Prunk- und Lobgedicht, des deutschen Dichters Tannhäuser erfahren wir:

*Uz Polonlande ein fürste wert,  
des wil ich niht vergezzen.  
vro Ere sin zallen ziten gert,  
diu hat in wol besezzen,  
Herzogen Heinrich eren rich,  
von Pressela genennet,  
den wil ich loben sicherlich,  
min zunge in wol erkennet.  
Het er tusent fürsten guot,  
seit man in tiutschen richen,  
daz vergebe sin milter muot  
und taet ez willeclichen.*

(Tannhäuser, Leich VI, V. 74–85,  
zit. nach Bumke, S. 203)

*Einen edlen Fürsten aus Polen, den will ich nicht vergessen. Frau Ehre hat sich stets um ihn bemüht, sie hatte ihn fest in ihrer Hand, den ehrenhaften Herzog Heinrich, der „von Breslau“ genannt war, den will ich für wahr loben; meine Zunge kennt ihn gut. Hätte er den Besitz von tausend Fürsten, so sagt man in Deutschland, den würde er aus Freigebigkeit verschenken – und das auch noch gerne.*

Heinrich von Breslau, ein schlesischer Herzog in Polen, erscheint hier als der Inbegriff der Großzügigkeit. Er verdiene entsprechend viel Ehre, wie sie die Zunge des Dichters offensichtlich auch schon mehrfach ausgesprochen hat. Er tut es auf Deutsch – und nicht

nur er; *in tiutschen richen* erzählt man sich geradezu Märchenhaftes über die Großzügigkeit Heinrichs, der als außerhalb des Reiches stehend wahrgenommen wird, ohne aber dass irgendein Sprachproblem artikuliert würde. Offensichtlich wird er nicht nur auf Deutsch besungen, sondern fördert auch deutsche Literatur – wie die Lyrik Tannhäusers.

Erstmals in historischen Urkunden erwähnt ist Schlesien im 9. Jahrhundert. Die Přemysliden, d.h. die Fürsten aus Böhmen, brachten Schlesien im 10. Jahrhundert unter ihre Herrschaft. Gleichzeitig wurde Schlesien vom Bistum Prag aus missioniert. Die Böhmen legten auch die Burg Breslau als administratives Zentrum des Lands an. Nicht nur die Böhmen aber hatten Interesse an Schlesien, sondern auch die Polen. Sie drangen mehr und mehr in das schlesische Gebiet vor, teilten es sich einige Zeit mit den Böhmen. Anfang des 11. Jahrhunderts wurde Schlesien zur selbstständigen polnischen Kirchenprovinz; das Bistum Breslau wurde neu eingerichtet. Kurz war Schlesien dann ganz polnisch. Mehrfach wechselte das Land den Herrscher. Erst Mitte des 12. Jahrhunderts wurden durch einen Friedensschluss die Grenzen nach Böhmen und Mähren dauerhaft gesichert. Schlesien wurde ein von Polen getrenntes Herzogtum, an dessen Spitze ein Zweig des polnischen Herrscherhauses, die schlesischen Piasten, standen, die

■ Abb. 1: Dietrich von der Glezze, *Der Borte*, UB Heidelberg, cpg 4, fol. 198r.

Quelle: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg4/0413>



■ Abb. 2: Schlesien im Mittelalter

Quelle: <http://www.preussenweb.de/schlesien/schles3.jpg>

wiederum mit den österreichischen Babenbergern verschwägert waren. Im 12. Jahrhundert wurden auch die ersten Klöster in Breslau eingerichtet. Das Zisterzienserstift Leubus, gegründet 1175, setzte den Anfang der deutschen Siedlungsgeschichte, indem es das Land kultivierte und dann Siedler und Bauern aus dem Heiligen Römischen Reich holte. Doch nicht nur die Klöster betrieben eine solche Besiedlungspolitik.

Herzog Heinrich I., ein Piaste, förderte die deutsche Besiedlung des Landes, die bereits von seinem Vater begonnen worden war und die zu einer immer stärkeren Lösung Schlesiens von Polen führte. Er veranlasste umfangreiche Rodungsarbeiten, siedelte Bauern an und ließ Dörfer einrichten. Zudem förderte er den Silber- und Gold-Bergbau ließ deutsche Bergleute holen und Bergbauorte anlegen. Er gründete Städte, ließ Handwerker und Kaufleute kommen. Den Städten und Dörfern gab er deutsches Recht. So entstand dann auch unter seinem Einfluss eine deutschsprachige Rechtsliteratur in Schlesien. Spätestens jetzt können wir von einer Förderung deutschsprachiger Literatur und Kultur sprechen. Die ko-

lonisatorische Tätigkeit des Klosters Leubus unterstützte er, zugleich gründeten sowohl er als auch seine Frau Hedwig weitere Klöster. Dort entstand zunächst eine lateinischsprachige Chronistik. Hedwig, die aus dem Haus Andechs-Meranien stammte, zog jetzt auch bayerische Siedler an; zuvor war die Besiedlung vor allem aus Sachsen, Thüringen, Meißen und Brabant erfolgt.

Hedwig dürfte auch dafür verantwortlich sein, dass in schlesischen Klöstern ab dem 13. Jahrhundert deutsche Handschriften mit einem Bayernbezug auftauchen, wie z.B. eine Handschrift des *Herzog Ernst* (einer Verserzählung um einen fiktiven bayerischen Herzog, der sich gegen den Kaiser empörte). Nach Hedwigs Tod entstand in den schlesischen Klöstern neue Literatur: Heiligenlegenden über Hedwig, die ebenso wie ihre Nichte Elisabeth von Thüringen heilig gesprochen wurde.

Der von Tannhäuser genannte große Mäzen Heinrich von Breslau dürfte aber gar nicht Heinrich I. gewesen sein, sondern eher Heinrich III. Dieser hatte zwar keineswegs so viel Geld, wie es einem so großzügigen Mäzen angemessen wäre, vielmehr war er

wegen permanenter Kriege in notorischer Geldnot, für die er wohl auch die Adeligen des Landes ausgepresst hat. Aber er hatte fraglos einen Sinn für Kunst – und ein Verständnis dafür, dass Kunstförderung auch seinem Projekt einer weitergehenden Kultivierung und Förderung seines nun noch stärker deutsch besiedelten Landes helfen würde. Vielleicht sogar von ihm selbst, vermutlich aber eher von seinem Sohn Heinrich IV. sind Lieder überliefert, die in der *Manessischen Liederhandschrift*, einer in Zürich im 14. Jahrhundert angelegten Sammlung deutscher Lyrik, mit der Autorbezeichnung „Heinrich von Pressela“ (also von Breslau) markiert sind.

Heinrich trägt hier das schlesische Wappen; zwischen den Wappen ist die Aufschrift „Amor“ angebracht, als Zeichen dafür, dass er Liebeslieder singt oder um die höfische Liebe kämpft. In der dargestellten Situation erhält er gerade einen Turnier-Siegerkranz von einer Dame. Heinrich IV. wurde in Prag am Hof Ottokars II. erzogen. Auch daher, nicht nur vom väterlichen Hof also, könnte er eine Neigung für die Literatur mitgebracht haben. Außerdem war er später mit der Tochter Markgraf Ottos V. von Brandenburg verheiratet, der ebenfalls als Minnesänger hervorgetreten war: Viele Gründe gibt es also, weshalb er sich für Dichtung interessiert und ggf. selbst gedichtet haben könnte.

Zur Zeit Heinrichs IV. war die deutschsprachige Literatur in Schlesien bereits so weit verbreitet, dass nicht mehr nur der Hochadel Literatur förderte. So lesen wir im Epilog der Ende des 13. Jahrhunderts entstandenen Erzählung *Der Borte* des Dichters Dietrich von der Glezze:

*Wilhelm, der vrouwen kneht,  
gevlizzen an der tugende reht,  
der schuf, daz ich getihtet wart.  
chein tugent wart ni von im gespart.  
sin vater saz zu Widena.  
gewaldick voget was er da.*

*(Dietrich von der Glezze, Der Borte, hg. v. Matthias und Anne Kirchhoff, Druck in Vorber., V. 879–884)*

*Wilhelm, der Frauendiener, der sich  
stets um rechte Tugend bemüht, der  
sorgte dafür, dass ich gedichtet wurde.  
Er verzichtete nie auf irgendeine  
Tugend. Sein Vater saß in Weidenau.  
Dort war er ein mächtiger Vogt.*

Weidenau, das heutige Vidnava, war ein Lehen, das von den Herzögen von Breslau vergeben wurde. Heinrich IV. von Breslau hatte das Lehen an Wilhelms Vater übertragen. Wilhelm erbte es von seinem Vater. Da Wilhelm von Weidenau vor 1296 starb, muss der Text vor dieser Zeit fertig gestellt worden sein. Über den Dichter wissen wir außerliterarisch gar nichts. *Der Borte* („Der Gürtel“) ist sein einziges Werk. Nur in diesem sind Name und Herkunft des Dichters bezeugt: *Von der Glezze Dietrich / hat mit sinen sinnen mich / hubschen leuten getich-*

*tet* (V. 827–829). Die Herkunftsbezeichnung „von der Glezze“ deutet auf die Grafschaft Glatz (Kłodzko) in Schlesien hin; Weidenau liegt dort in der Nähe. Wilhelm beauftragte also einen heimischen Dichter mit der Erzählung. – Außerdem erfahren wir im Text noch, dass Dietrich sich stets dem Frauendienst gewidmet habe:

*In vrouwen dienst stunt ie sin sin.  
Ze allen ziten was er bereit  
ze sprechen von der reinnikeit,  
di an schonen vrowen liget;  
des man nu leider seldom phliget.  
Die werlt sich vercheret hat.*

*(Borte, V. 836–841)*

*Auf den Frauendienst war sein Streben  
stets gerichtet. Jederzeit war er  
bereit, von der Lauterkeit schöner  
Frauen zu sprechen. Das tut man  
heute leider nur noch selten. Die Welt  
hat sich verkehrt.*

Man könnte aus diesen Worten schließen, dass er auch Minnesang geschrieben habe. Ein solcher ist aber nicht überliefert. Der Erzähler erklärt, das Lob der Frauen sei heute schon verstummt, die Welt sei verkehrt. Damit bringt er ein Bewusstsein der Nachklassik zum Ausdruck: Zwar haben für ihn die vergangenen Werte der höfischen Literatur noch Geltung, aber die Zeit, in der man klassisch dichtete, ist unwiderlegbar vergangen; für den Rezipienten des *Borten* bedeutet dies, dass er im Folgenden etwas anderes als eine klassische Liebeserzählung erwarten darf.

■ Abb. 3: Herzog Heinrich von Breslau, Codex Manesse, UB Heidelberg, cpg 848, fol. 11v,

Quelle: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0018?sid=dff7d1269418b4553a182956a2d3cf6a>



Die Geschichte erzählt von einem schwäbischen Ritter Konrad, der auf seine überaus tugendhafte Frau außerordentlich stolz ist und daher auch im Kampf gegen jeden diese Tugendhaftigkeit beweisen will. Als er wieder einmal genau zu diesem Zweck auf Turnier ist, kommt ein Fremder an die Burg und bittet um Einlass. Die Frau lässt ihn zunächst ein, weil sie meint, dass er zu ihrem Mann wolle. Als aber klar ist, dass er ein Fremder ist, will sie ihn wieder loswerden. Er aber hat sich in sie verliebt. Der Fremde bietet ihr für ihre Liebe zuerst einen Habicht, der perfekt sei in der Vogeljagd. Sie lehnt empört ab. Daraufhin bietet er ihr zwei unfehlbare Jagdhunde, dann ein Pferd, auf dem man jeden Kampf gewinne. Noch bleibt sie standhaft. Dann bietet er ihr einen kostbaren mit einem wundertätigen Edelstein besetzten Gürtel:

*swer den borten umbe hat,  
da der stein inne stat,  
der wirdet nimmer eren bloz,  
im vellet wol der seldom loz,  
der wirdet nimmer erslagen,  
er mac nimmer verzagen,  
er gesiget zu aller zit,  
swen er ritet an den strit,  
fur fuwer, wazzer ist er gut  
(Borte, V. 307–315).*

*Wer den Gürtel trägt, in den der Stein  
eingelassen ist, der verliert nie seine  
Ehre, der hat immer Glück, der wird  
nie erschlagen, der kann nie ver-  
zagen, der siegt immer, wenn er zu  
Pferd in den Kampf reitet; vor Feuer  
und Wasser schützt der Gürtel.*

Der Gürtel ist genau das, was die Frau braucht. Ihr Mann will durch den Kampf ihre Tugend beweisen; mit diesem Gürtel könnte er es garantiert. Außerdem bewahrt der Gürtel vor

Ehrverlust; dann kann es ja eigentlich kein Ehrverlust sein, ihn zu nehmen. – Das ist freilich ein Trugschluss. Aber dies erkennt die Frau nicht. Sie wird schwach, geht jetzt auf die Liebe des Fremden ein, aber sie wird beobachtet und an ihren Mann verraten. Der sieht seine eigene Ehre dadurch beschmutzt und setzt sich rasch nach Brabant ab – eben in jene Region, aus der sehr viele Handwerker nach Schlesien geholt worden waren. – Die Frau wartet zwei Jahre, bis sie erkennen muss, dass ihr Mann nicht mehr von allein zurück kommt. Jetzt nimmt sie Hunde, Pferd, Habicht und Gürtel und zieht los, um ihn zu suchen. Sie erklärt dem ersten Wirt, bei dem sie übernachtet, sie sei eigentlich ein Mann, der sich zum Schutz vor einer Übermacht von Feinden als Frau verkleidet habe. Jetzt sei „er“ (sie nennt sich Heinrich) weit genug geflohen, um in Sicherheit zu sein. „Heinrich“ lässt sich jetzt mit Hilfe des Wirts neu einkleiden und die Haare schneiden. Sie reitet so nach Brabant, wo ihr Mann im Dienste des Herzogs steht. Als Konrad erfährt, dass „Heinrich“ wie er aus Schwaben stammt, schließt er mit „ihm“ Freundschaft. Sie gehen gemeinsam mit der Brabanter Hofgesellschaft auf Bärenjagd, auf Beizjagd, auf Turnier. Immer überragt „Heinrich“ alle anderen. Alle Angebote des Herzogs, „ihm“ Hund, Pferd oder Habicht abzukaufen, lehnt „Heinrich“ ab. Endlich, als Konrad dem Herzog Heerfolge leisten soll, bittet er „Heinrich“ um Pferd, Hunde oder Habicht. „Heinrich“ erklärt, er wolle diese Tiere allein für ein Liebeserlebnis mit Konrad herausgeben.

*Her Heinrich sprach (nu merket baz):  
„Du must dich nider zu mir legen,  
so wil ich mit dir pflegen  
aller der minne,  
der ich von minem sinne  
gedencken und ertrachten kan,  
dar zu swez ein iglich man*

## DIE AUTORIN

**Cora Dietl**, Jahrgang 1967, studierte Germanistische und Anglistische Mediävistik sowie Philosophie an den Universitäten Tübingen und Oxford. Nach der Promotion in Tübingen 1995 zu einem höfischen Roman des 14. Jahrhunderts war sie drei Jahre lang als Feodor-Lynen-Stipendiatin Gastprofessorin für Germanische Philologie in Helsinki. Anschließend kehrte sie nach Tübingen zurück, lehnte 1999 einen Ruf an die Universität Jyväskylä ab und habilitierte sich 2004 in Tübingen mit einer Arbeit zu Dramen des süddeutschen Frühhumanismus. Nach Vertretungsprofessuren bzw. -dozenturen in Konstanz und Münster arbeitete sie 2005 bis 2006 am Forschungsinstitut für Geschichte und Kultur der Universität Utrecht, von wo aus sie 2006 auf die Gießener Professur für deutsche Literaturgeschichte mit Schwerpunkt



Mittelalter/Fröhe Neuzeit berufen wurde. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen höfische Epik des Hoch- und Spätmittelalters, frühneuzeitliches Drama und mittelalterliche deutsche Literatur im östlichen Europa.



■ Abb. 4: Wirnt von Grafenberg: Wigalois (zwischen 1210 und 1220), UB Leiden, LTK 753, fol. 01v–1r.

Quelle: <https://socrates.leidenuniv.nl/view/action/nmets>.

*mit siner vrowen pfligt,  
swenne er nachtes bei ir ligt.“  
(Borte, V. 755–762)*

„Herr“ Heinrich sprach (hört euch das genau an!): „Du sollst dich zu mir nieder legen, dann werde ich mit dir jedes Liebesspiel, das ich mir erdenken und wünschen kann, üben, dazu alles, was so jeder Mann mit seiner Frau tut, wenn er nachts bei ihr liegt.“

Auf dieses höchst provokative Begehren geht Konrad nach kurzem Zögern ein, denn er möchte dringend die Habichte und die Hunde erhalten. Als sich Konrad bereitwillig auf den Rücken legt, gibt seine Frau sich ihm zu erkennen und rügt ihn, dass er ihr nicht verzeihe, dass sie sich für diese Gaben plus den Gürtel, von dem er nichts wusste, auf einen Mann einließ, wenn er sich dafür sogar auf ein homosexuelles Erlebnis einlasse.

*einen ritter ich chuste  
und liz in bi mir slaffen,  
daz ir mit dem waffen  
weret mit des borten kraft  
werder in der ritterschaft.  
nu welt ir ein chetzer sin*

*vil gern durch den habich min  
und rumt ir vor mir di lant.  
ir habt uch selben geschant!  
daz ich tet, daz was menschlich:  
so woldet ir unkristenlich  
vil gerne haben getan!  
ir sit ein unreiner man  
(Borte, V. 786–799).*

*Ich küsste einen Ritter und ließ ihn mit mir schlafen, damit Ihr im bewaffneten Kampf mit der Kraft dieses Gürtels noch höhere Ritterwürde eringt. Jetzt wollt Ihr sehr bereitwillig wie ein Ketzer handeln, um meinen Habicht zu bekommen – und Ihr verlasst vor mir das Land. Ihr habt Euch selbst geschändet! Was ich tat, war menschlich; Ihr hättet jetzt bereitwillig unchristlich gehandelt. Ihr seid ein unsittlicher Mensch!*

Die Frau deckt ganz offen die Doppelmoral auf, nach der ihr Mann handelt. Ein geringeres Verbrechen als das eigene konnte er seiner Frau nicht verzeihen. – Natürlich kommt es jetzt zur großen Versöhnung. Die beiden ziehen heim ins Schwabenland. Danach leben sie noch „beinahe hundert Jahre“ glücklich miteinander.

Man könnte den Text geradezu als profeministisch bezeichnen. Zudem hat er in der Queer-Forschung große Beachtung gefunden. Die im Epilog des Textes vermittelte Lehre verweist aber in eine andere Richtung. Hier wird nun die Menschheit generell getadelt, die immer nur aufs Geld schaue und keine Moral mehr kenne. Damit meint man zunächst, dass beide, Konrad und „Heinrich“, getadelt werden sollen; bald aber wird die Lehre noch expliziter. Man solle, heißt es, nicht mit Geld Minne erkaufen, sondern ernsthaft und mit Tugend um sie werben. Diese Lehre kann sich nicht auf „Heinrich“ beziehen, denn ihm (ihr) geht es nicht primär darum, die Liebe Konrads zu erkaufen, sondern darum, ihren Mann für seine Doppelmoral zu bestrafen. Ebenso wenig kann sich diese Moral auf Konrad beziehen, denn er kauft keine Liebe, er verkauft sie allenfalls. Offensichtlich richtet sich diese Moral auf den Fremden, also auf eine Nebenfigur, die so farblos und ohne Individualität ist, dass sie eher wie eine andersweltliche Figur erscheint, und die nur dazu dient, die Handlung in Gang zu setzen, im weiteren Verlauf der Handlung aber keine Rolle mehr spielt. Eine solche Moral, die an der Haupthandlung vorbei geht, kann aber schwerlich ernst gemeint sein. Für eine solche Reduktion der Erzählintention auf Nebensächliches ist der Text insgesamt auch allzu provokant und witzig. Dürfen wir das Fazit also als eine parodistische Verkehrung einer Lehre verstehen?

Jede Form der literarischen Parodie setzt Bezugstexte voraus, an denen sich die Darstellung bricht. Bei genauerer Betrachtung wird deutlich,

wie eng der *Borte* mit intertextuellen Anspielungen durchsetzt ist. Einige davon sollen im Folgenden in einem zweiten Durchgang durch den Text aufgezeigt werden. Bereits die ersten Verse der Erzählung sind überaus aufschlussreich:

*Ich bin der borte genant,  
hovischen leuten sol ich sin bekant,  
den argen sol ich vremde sin:  
si schullen immer leiden pin*

(*Borte*, V. 1–4).

*Ich heiße „der Gürtel“. Höfischen Leuten sollte ich bekannt, den Unfeinen aber fremd sein. Sie sollen ewige Pein erleiden.*

Zu Anfang spricht das Buch selbst zum Rezipienten. Es nennt seinen Titel und sein intendiertes Publikum: die Guten, Höfischen. Mit einem unhöfischen Publikum will das Buch nichts zu tun haben. Noch mehr: Es verwünscht sie in die Hölle. Einen solchen Erzählbeginn, bei dem das Buch selbst in der 1. Person spricht, kennen wir sonst aus dem *Wigalois* Wirnts von Grafenberg, einem Artusroman aus dem bairischen Raum aus der Zeit um 1205–1225, der sehr breit rezipiert wurde – und in dem es auch um einen Wundergürtel geht. Dort allerdings ist die Haltung des Buchs eine etwas andere:

*Wer hât mich quoter ûf getân?  
sî ez iemen der mich kan  
beidiu lesen und verstên,  
der sol genâde an mir begên*

(Wirnt von Grafenberg, *Wigalois*, hg. v. J. M. N. Kapteyn. Berlin 2005, V. 1–5).

*Welcher gute Mensch hat mich aufgeschlagen? Wenn es jemand ist, der mich sowohl lesen als auch verstehen kann, dann soll der mir gegenüber Gnade walten lassen.*

Auch hier wendet sich das Buch an die Guten unter den Rezipienten, es will nur

von einem solchen aufgeschlagen werden. Die Leidener Handschrift des *Wigalois* empfängt auch denjenigen, der das Buch aufschlägt, mit einer prachtvollen Illustration – einer Abbildung der Tafelrunde, derer derjenige, der das Buch aufschlägt, würdig sein sollte. Das Buch wendet sich aber angstvoll an diese der Tafelrunde würdigen Rezipienten; es befürchtet Kritik und bittet daher um Gnade. „Das Buch“ Dietrichs ist im Gegensatz dazu sehr viel selbstbewusster, wenn es die schlechten Leser und Hörer in die Hölle verdammt. Wer den *Wigalois* als Subtext mitliest, wird ob dieser „Emanzipation“ des Buchs schmunzeln. Eine so selbstbewusste Auswahl eines guten Publikums ist freilich auch aus „klassischen“ höfischen Romanen bekannt. Wolfram von Eschenbach z.B. wünscht sich im Prolog des *Parzival* ein Publikum, das bei allen Wendungen und Kehren seines Romans mitmache, aber:

*valsch geselleclîcher muot  
ist zem hellefiure guot,  
und ist hôher werdekeit ein hagel.*

(Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, hg. v. Karl Lachmann. Berlin 1998, 2,17–19)

*Eine falsche Gesinnung in einer Gemeinschaft taugt für das Höllenfeuer und ist ein Hagelschlag für allen hohen Wert und Adel.*



Genau diese klare Absage an Rezipienten, die im Kreis des höfischen Publikums stehen, den Text aber nicht nach dem Maßstab höfischer Tugend und höfischen Literaturverständnisses aufnehmen, übernimmt Dietrich in seinem Prolog, aber seltens verkürzt – was einen komischen Effekt hat. Das verkürzte Wolfram-Zitat dürfte als ein Hinweis darauf verstanden werden, dass sich Dietrich in die Wolfram-Nachfolge stellen möchte – zumal auch Wirnt, auf den er ebenfalls anspielt, in den Kreis der Wolfram-Nachfolger gehört. Wolfram verwehrt sich im *Parzival* und im *Titirel* gegen eine klare Didaktisierung der Literatur. Seiner Auffassung nach ist Literatur nicht dazu geeignet, Regeln zu kommunizieren – und noch schlechter kann man im Leben irgendwelche allgemein formulierte Regeln befolgen und sich dabei richtig verhalten, weil für jedes rechte Verhalten ein Kontext- und Erfahrungswissen notwendig ist, an dem Regeln zu relativieren und zu justieren sind. – Wenn sich Dietrich in diese Tradition stellt, dann heißt das aber in der Tat, dass die von ihm am Schluss artikulierten Regeln nicht ernst zu nehmen sind, sondern eher als eine Absage an Lehren angesehen werden sollten.

Das Parodistische in Dietrichs Erzählweise wird spätestens dann deutlich, wenn der Erzähler die Schönheit der Protagonistin beschreibt. Lange Schönheitsbeschreibungen kennen wir aus der höfischen Großepik ebenso wie aus dem Ende des 13. Jahrhunderts aufkommenden Genre der Minnereden. Hier wird über rund 50 Verse die Schönheit der Frau beschrieben.

■ Abb. 5: Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, Beginn Prolog. UB Heidelberg, Cod. Pal. germ. 339, 6r.

Quelle: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg339i>

■ Abb. 6: Trankszene eines höfischen Liebespaars: Günther von dem Forste, Codex Manesse, UB Heidelberg, cpg 848, fol. 314v.

Quelle: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0624>

Dabei verwendet Dietrich Formulierungen wie:

*Ir güte was so suzze,  
und weren ir die füzze  
komen in des meres flut,  
daz mer daz were worden gut  
von iren füzzen reinen  
(Borte, V. 73–77).*

*Ihre Güte war so lieblich, dass, wenn  
ihre Füße ins Meer gekommen wä-  
ren, dann das Meer durch ihre edlen  
Füße trinkbar geworden wäre.*

Die Süßigkeit eines Körpers (allerdings i.d.R. eines toten Körpers) ist in der mittelalterlichen Literatur Ausdruck von Heiligkeit. Die Protagonistin strahlt hier eine solche Süßigkeit aus, dass allein schon ihre Füße das Meer von Salz- in Süßwasser verkehren könnten. Eine dieser Darstellung erstaunlich ähnliche Beschreibung findet sich im *Willehalm* Wolframs von Eschenbach, einer *Chanson de geste*, welche die Kämpfe des Hl. Wilhelm von Toulouse gegen die Mauren im späten 8. Jahrhundert zum Thema hat. Dort wird der im Kampf gegen die Heiden gefallene Vivianz, der Neffe Willehalm, mit folgenden Worten beklagt:

*sölh süeze an dîme lîbe lac:  
des breiten mers salzes smac  
müese al zuckermæzic sîn,  
der dîn ein zêhen wûrfe drîn.*

(Wolfram v. Eschenbach, *Willehalm*, hg. v. Werner Schröder. Berlin 2003, 62,11–14)

*So süß war dein Leib: Der Salzgeschmack des weiten Meeres würde*



*gänzlich verzuckert werden, wenn  
man einen Zehen von dir hinein  
würfe.*

Was im *Willehalm* eine Übersteigerung der Heiligkeit des jungen Märtyrers ist, ist im *Borten* schlichtweg ein Witz: Die Frau lebt noch, sie ist keinen Märtyrertod gestorben, bei dem der Duft der Heiligkeit ausstrahlen könnte; zudem hat sie außer ihrer weiblichen Tugend nichts vorzuweisen, was ihre Darstellung als Heilige rechtfertigen würde. Auch ihre Schönheit wird so übersteigert beschrieben, dass ein Publikum, welches irgendwelche

Muster von Frauenschönheit kennt, nur schmunzeln kann. Normal klingt eine solche Beschreibung etwa so wie die der Helena in Herborts von Fritzlar *Liet von Troye*:

*Helena gar schone was [...]  
Rosige wangen roter mvnt  
Suzze ademe zene gesunt  
Blichende kel arme blanc  
Schone hende finger lanc*

(Herbort von Fritzlar, *Liet von Troye*, hg. v. Karl Frommann. Amsterdam 1966, V. 2489–96).

*Helena war sehr schön [...]: rosige  
Wangen, roter Mund, süßer Atem,*



gesunde Zähne, heller Hals, weiße Arme, schöne Hände, lange Finger.

Hier aber klingt sie etwas anders:

*Ir munt dar under rosenrot  
(wie selic, dem si ir chussen bot!),  
Ir kinne weiz, sinewel,  
ir kel ein luter vel  
(da durch sach man des wines swanc,  
swenne die schone vrowe tranc)  
(Borte, V. 45–50).*

*Ihr Mund darunter war rosenrot (wie selig war der, den sie küsstel!), ihr Kinn war weiß und glatt, ihr Hals hatte eine klare Haut (da sah man den Wein hindurch rinnen, wenn die schöne Frau trank).*

Ich denke, hier ist der parodistische Charakter der Erzählung deutlich. Literarische Muster werden vorausgesetzt und komisch gebrochen. Dies gilt auch für die zentralen Motive des Textes, welche im Folgenden untersucht werden. Zu diesen gehört zunächst das Liebeserlebnis mit dem Fremden.

*Sie hiez ein juncvrewelin  
in einem chopfe bringen win.  
dem ritter si den chopf bot,  
der was von minne vil nach tot.  
er tranc vil gezogenliche  
unde bot wider hoveliche  
den chopf mit dem wine  
dem wunneclichen schine,  
der stoltzen wirtinne.  
(Borte, V. 173–181)*

*Sie ließ eine Zofe einen Kelch Wein bringen. Sie reichte dem Ritter den Kelch; der war aus Liebe beinahe*

■ Abb. 9: Wirnt von Grafenberg: Wigalois, ehem. Donaueschinger Handschrift, Cod. 71, heute Privatbesitz.

Quelle: [http://www.guenther-rarebooks.com/catalog-online-09/16d\\_detail.php](http://www.guenther-rarebooks.com/catalog-online-09/16d_detail.php)

tot. Er trank sehr sittlich und reichte höflich den Kelch mit Wein wiederum der wonnigen Sonne, der edlen Gastgeberin.

Diese Szene ist ein leicht zu erkennendes Zitat: aus Gottfrieds *Tristan*. Dort reicht eine junge Zofe den Protagonisten Tristan und Isold – freilich ungewollt – den Minnetrank. Gottfrieds Minnetrankszene ist allerdings deutlich länger: Isold, heißt es dort, ist auf dem Schiff, das sie zu einem ungeliebten Ehemann bringen soll, unwohl. Ein *kleiniu juncföuwelin* (Gottfried von Straßburg: *Tristan*, hg. v. Karl Marold, Berlin 2004, V. 11673) findet das Gefäß mit „Wein“. Aber, das erklärt sogleich der Erzähler, es ist kein Wein, sondern *diu endelöse herzenôt, / von der sie beide lâgen tôt* (*Tristan*, V. 11679f.). Der Tod also, verbunden mit dem Wein, ist hier ebenso explizit genannt; die Zofe gibt den Kelch Tristan, der aber reicht ihn Isold; sie trinkt und gibt ihn dann Tristan, der seinerseits aus dem Kelch trinkt. Die Reihenfolge, in der die beiden den Wein trinken, ist im *Borten* eine andere, schließlich ist der Ritter Gast und nimmt das Gastrecht in Anspruch, als erster zu trinken, außerdem ist er derjenige, der zur Heilung seines Unwohlbefindens dringend des Weins bedarf. Dieser Unterschied kann aber nicht die Parallelität zwischen den beiden Szenen überde-



cken, die nicht zuletzt auch durch die Bezeichnung *wunneclicher schine* für die Frau signalisiert wird: Isold wird im *Tristan* als strahlend wie die Sonne bezeichnet (*Tristan*, V. 11512, 12570 u.ö.).

In beiden Texten dient der Minnetrank der Besiegelung bzw. dem endgültigen Vollzug eines Handels; im *Tristan* ist es die Versöhnung von Cornwall und Irland durch den Eheschluss zwischen Isold und Marke; im *Borten* geht es um den Tausch von Liebe gegen Gaben. Der Minnetrank steht zum einen für eine zunächst emotionslos geschlossene Verbindung (und damit entschuldigt er letztlich die Frau Konrads), zum anderen kündigt das Motivzitat bereits die Probleme an, die sich aus dem unehelichen Verhältnis ergeben werden. Freilich sind die Unterschiede zwischen der trotz ihres zauberhaften Ursprungs idealisierten, durch ewige *triuwe* gekennzeichneten Minne im *Tristan* und dem hier rein auf Kalkül beruhenden Verhältnis, das nach vollzogenem Handel sofort wieder aufgelöst wird, eklatant. So taucht das Motivzitat die Vereinigung zwischen der Frau und ihrem Gast in ein schillerndes Licht. Eben auf dieses geht dann ja auch der moralisierende Epilog der Erzählung ein, freilich etwas verzerrend.

Bei dem Tauschhandel geht es nicht wie im *Tristan* um großräumige Politik, sondern um einen Gürtel. Der Gürtel ist im Mittelalter vielfältig semantisch besetzt. Natürlich steht er für Intimität; in der mittelalterlichen Literatur ist zudem ein Gürtel, der geheimnisvolle Kräfte verleiht, ein recht gebräuchliches Motiv. Zu denken sei etwa an den Gürtel der Brünhild im *Nibelungenlied*, den ihr Siegfried abringen muss, um ihr ihre übermenschliche Kraft zu nehmen (*Nibelungenlied*, hg. v. Hermann Reichert, Berlin 2005, Str. 677), wobei freilich Assoziationen von Sexualität mitschwingen. Deshalb muss Siegfried ausdrücklich



■ Abb. 7: Meister Gottfried von Straßburg, Codex Manesse; UB Heidelberg; Cod. Pal. germ. 848; fol. 364r.

Quelle: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0723>

*Der Königin riet ihr Verstand, dass sie sich den Gürtel umband. Da verfügte die edle Dame sofort über Freude und Weisheit; sie betrubte keinerlei Leid; sie beherrschte alle Sprachen fließend; ihr Herz war voller Freude; welches Spiel auch immer man da begann, sie hatte den Eindruck, dass sie es kannte; es mangelte ihr an keinerlei Vermögen.*

Dieser Zaubergürtel ist also ein Gürtel, der Freude, Sprachen, Weisheit und höfische Verhaltensnormen und Kulturpraktiken vermittelt, ein Gürtel, der die Königin perfekt macht. – Damit wird erkenntlich, dass sie es vorher nicht war! Sie lässt sich beraten und gibt den Gürtel schweren Herzens zurück. Später erfahren wir noch, dass der Gürtel im Kampf unbesiegbar macht und den Weg ins Feenreich weist – und dass die ganze Aktion nur ein Trick war, um Gawain, der für die Idealität des Hofs steht, zu entführen, da er für die Ehre der Königin kämpfen und wegen des Gürtels im Kampf gegen den König des Feenreichs unterliegen und sich diesem unterwerfen musste.

Dieses Hintergrundwissen verleiht dem Gürtel, nach dem der *Borte* benannt ist, neuen Sinn. Auf der Handlungsebene ist deutlich, dass die Frau den Gürtel haben möchte, da er ihren Mann, der für ihre Idealität einsteht, zu einem idealen Ritter machen könnte (was er offenbar nicht ist). Der literaturkundige Rezipient kann allerdings erkennen, dass die Aktion dazu dient, den Mann zu „entführen“, jetzt aber auf ganz andere Weise, wenn er

beiden, dass er Brünhilds Ehre nicht befleckt habe (*Nibelungenlied*, Str. 857). Der Gürtel im *Borten* verspricht eine Unverletzbarkeit des Körpers und der Ehre. Er ist also mehr als nur ein Kraft-Gürtel. Als Vorbild könnte hierfür der Gürtel gedient haben, um den es zu Beginn des *Wigalois* Wirnts von Grafenberg geht. Dort kommt ein fremder Ritter (aus dem Feenreich) an den Artushof und bietet Königin Ginover einen kostbaren Gürtel an. Er möchte ihn ihr schenken. Wenn sie ihn aber nicht behalten möchte, dann müssten die Ritter des Artushofs gegen ihn kämpfen. Das muss in den

Ohren der Königin suspekt klingen, sie will erst ablehnen, lässt sich dann aber überreden, den Gürtel anzuprobieren:

*der küniginne riet ir muot  
daz si den gürtel umbe bant;  
dô hêt diu vrouwe sâ zehant  
vreude unde wîsheit:  
sine truobte deheiner slahte leit,  
die sprâche kunde si alle wol,  
ir herze daz was vreuden vol,  
swaz spils man dâ begunde,  
si dûhte des wie siz kunde;  
deheiner kunst ir niht gebrast.*

(*Wigalois*, V. 329–338)

seine Frau verlässt und später wieder mittels des Gürtels von ihr überwunden und zurückgeholt wird. Er darf vermuten, dass auch hier der Gürtel gleichsam den Finger auf die wohl verdeckte Wunde der Ehe legt, die doch nicht so ideal ist, wie sie sich ausgibt.

Ich möchte hier noch einen Schritt weiter gehen und noch einen weiteren literarischen Gegenstand zum Vergleich heranziehen: das Brackenseil im *Titurel* Wolframs von Eschenbach. Dort begegnet dem Liebespaar Sigune und Schionatulander ein Hund mit einer prächtigen Hundeleine, die in Edelsteinen eine Inschrift trägt. Diese Inschrift weist den Hund samt Leine als einen Liebesbrief aus:

*Sît er von der wilde  
hie, gegen der wilde  
si sante im disen wiltlichen  
brief, den bracken, der walt unt  
gevilde  
phlac der verte als er von arte solte.  
ouch jach des seiles schrift daz si  
selbe wîpflicher verte hûeten wolte.*

*(Wolfram von Eschenbach, Titurel, hg. v. Helmut Brackert u.a. Berlin/New York 2003, Str. 158)*

*Da er nach der Wildnis hieß, sandte sie ihm diesen wilden Brief in die Wildnis, nämlich den Bracken, der im Wald und auf dem Feld seiner Spur folgte, so wie er es als Spürhund sollte. Auch sagte die Inschrift der Hundeleine, dass sie selbst auf*

*den rechten weiblichen Weg achten sollte.*

Die Botschaft des Hundes ist nicht nur ein Liebesbrief, sie ist eine Liebeserzählung, die vor allem auch der Frau klar machen soll, wie sie sich in der Liebe recht verhalten sollte. Der Hund aber reißt sich los, bevor Sigune die Inschrift weiter gelesen hat. Für sie steht fest: Sie möchte wissen, wie sie sich in der Liebe recht verhalten soll. Deshalb will sie unbedingt diesen Hund und die Leine haben – und verpflichtet Schionatulander, den Hund zurückzubringen. Vorher wolle sie ihm nicht ihre Liebe gewähren, aus Angst, etwas falsch zu machen, wodurch ja beide ihre Ehre verlieren würden. Der *Titurel* selbst erzählt die Geschichte nicht weiter (so wie ja auch das Brackenseil nicht weiter gelesen werden kann), aber im *Parzival* Wolframs erfahren wir, dass Schionatulander auf der Suche nach dem Brackenseil gestorben ist. Damit hat Sigune durch den Wunsch, sich in der Liebe recht zu verhalten, sich genau falsch verhalten. – Genau das erwartet der Rezipient bei Dietrich von der Glezze, wenn die Frau meint, den Gürtel dürfe sie annehmen, weil der ja vor Ehrverlust schütze. Der Weg zu dem Gürtel aber bedeutet bereits ihren Ehrverlust. Das Paradox, das Wolfram im *Titurel* anhand des Brackenseils durchspielt, dass es der größte Fehler ist, keinen Fehler machen zu wollen und daher eine Literatur, welche Regeln verspricht, höher zu stellen als das Leben, fügt sich in die Linie von Wolframs genereller Ablehnung von



■ Abb. 8: Meister Wolfram von Eschenbach (links), Codex Manesse; UB Heidelberg, Cod. Pal. germ. 848, fol. 149v.

Quelle: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0294>

klaren, allgemeingültigen Regeln für die Ehre. Diese Regelkritik des „Klassikers“ ist im *Borten* witzig gebrochen und erscheint in der Variante einer Absage an alle Zauberer, die die Ehre bewahren könnten. Wenn Zauberer versagen, besteht freilich wieder die Möglichkeit, dass literarisch vermitteltes Regel- oder Erfahrungswissen helfen könnte.

Die Reihe der intertextuellen Anspielungen im *Borten* ließe sich noch lange fortsetzen. Bereits jetzt dürfte aber deutlich geworden sein, dass und wie er auf zentrale Problematiken der klassischen mittelhochdeutschen Romane Bezug nimmt: auf die Zauberkraft der Liebe, die Schwierigkeit des Erlernens von Ehre und höfisch korrektem Verhalten, auf die Brüchigkeit von Idealen, die Rolle der Literatur in der Gesellschaft und die Lehrhaftigkeit von Literatur, auf die Gruppenbezogenheit der Literatur, die Topik der edlen und schönen Frauen, die wie Heilige behandelt werden, ja, und auf die Idealisierung der Minne und des Rittertums. Der Mann, der von seiner Frau im Kampf und in der Liebe besiegt wird, ist am Ende eben-

so lächerlich wie der Versuch des Erzählers, das Ganze zu didaktisieren.

*Der Borte* ist ein Rundumschlag der Literaturparodie. Ich sehe nichts, was er wirklich unhinterfragt ließe – außer der Literaturkenntnis, die er bei seinen Rezipienten voraussetzt, um all die Anspielungen zu verstehen. *Der Borte* ist m.E. daher ein Ausweis dafür, dass man von Schlesien im 13. Jahrhundert keineswegs als einer Randregion der deutschen Literaturgeschichte sprechen darf, denn dieser Text verlangt seinem Publikum sehr viel ab – und ist qualitativ deutlich höher stehend als viele der „epigonischen“ Werke der nachklassischen Zeit in „zentraleren“ Regionen des deutschsprachigen Gebiets. •



## LITERATUR

**Dietrich von der Glezze:** *Der Borte*. Untersuchungen und Text von Otto Richard Meyer. Heidelberg 1915.

**Joachim Bumke:** *Mäzene im Mittelalter*. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150–1300. München 1979.

**Matthias Kirchoff:** „Nu merket baz“. *Der Borte*, Wigalois und die queer-Forschung, in: Brigitte Burrichter u.a. (Hg.), *Aktuelle Tendenzen der Artusforschung*. Berlin/Boston 3013 (SIA 9), S. 421–436.

**Joseph J. Menzel, Art:** „Schlesien“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 7, München 2002, Sp. 1481.

**Hans-Friedrich Rosenfeld, Art:** „Dietrich von der Glezze“, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters*. Verfasserlexikon, 2. Aufl., hg. von Kurt Ruh u.a., Bd. 2. Berlin/New York 1980, Sp. 137–139.

## KONTAKT

**Prof. Dr. Cora Dietl**

Justus-Liebig-Universität

Institut für Germanistik

Otto-Behagel-Straße 10B

35394 Giessen

Telefon: 0641 99-29080

cora.dietl@germanistik.uni-giessen.de

<http://www.coradietl.de>

- Anzeige -



**Mamasöhnchen:**

»Ich bin endlich unabhängig.  
Danke Wohnbau!«



*Die Wohnbau*

[www.wohnbau-giessen.de](http://www.wohnbau-giessen.de)

In Giessen zuhause.